Duplik
Fußnotenplatonismus

Von Claus-Artur SCHEIER (Braunschweig)

Ludger Oeing-Hanhoff steuert zum *Symposion* Fußnoten in Sachen Liebe bei, im wesentlichen gezogen aus Sekundärliteratur und unvergeßlichen Stunden im Kino. Darunter findet sich auch Kritisches zu meinem Aufsatz, aber, wie zu zeigen, wenig geeignet, den Titel der Kritik einzulösen. Der Grundgedanke des Aufsatzes, der den Dialog durch die Darstellung seines streng harmonischen Baus der Installation existentieller Betulichkeit entzieht, wird davon ohnehin nicht erreicht: kein Wort zu Gliederung und Sinn der Alkibiades-Rede, zur spekulativen Bestimmung des Eros, zum Verhältnis von Gutem und Schönem, zur Korrespondenz der Schlußreihen usw. Die Irritation ist zwar vernehmlich, artikuliert sich aber nur als Invektive. Zum Thema kommen die Fußnoten erst vor der Übersetzung von EIDOOLON durch „Schein" und der Aufdeckung der sophistischen Verfassung der Phaidros- und der Aristophanes-Rede.

Auch mir ist bekannt, daß EIDOOLON gewöhnlich mit „Abbild" wiedergegeben wird (Helena, Phdr. 243 a, Rep. 586 c, ist weder ein Schattenbild noch ein Mondkalb, Schleiermacher zu Theaet. 150 b) – und Abbild „ist, was wir alle wissen", scheint es. Der *Sophistes* jedenfalls läßt wissen (233 ff.), daß EIDOOLON im weiteren Sinn Bild überhaupt meint, so daß die TECHNÄ EIDOOLOPOIIKÄ einzuteilen ist in EIKASTIKÄ (die abbildende) und PHANTASTIKÄ (die scheinbar abbildende); im engeren Sinn ist dann EIDOOLON = PHANTASMA, die „Einbildung" als der beirrende Schein, verschieden vom Falschen kraft der Imitation des Wahren, das also, unscheinbar, in ihm zugegen ist; das Falsche als solches beirrt nicht. Die Unwahrheit, wie Platon sie gedacht hat, ist zu unterscheiden in Falschheit und Schein, und wie die Wahrheit den Unterschied ihrer selbst von ihrem Andern macht, ist der Schein die Unterschiedslosigkeit von Falschheit und Wahrheit. Keineswegs kann ihn der vergessen, der „ins wahre Sein des Eros eingeführt ist", denn er hört als Analogon des transzendentalen Scheins Kants „gleichwohl nicht auf, ob man ihn schon aufgedeckt und seine Nichtigkeit . . . deutlich eingesehen hat" (KrV B 353). „Schein" ist die *gedachte,* auch etymologisch und im Blick auf den frühen Wortgebrauch (etwa Il. 5.445) zu vertretende, Übersetzung. Die EIDOOLA und als solche die ersten fünf Reden des *Symposion* sind in der Tat, mit Nietzsche gesprochen, Seiten der Wahrheit, die sich nämlich immer als das Ganze einzubilden drängen und deshalb beirren.

Übrigens gibt Oeing-Hanhoff zu, daß die Reden von Pausanias und Eryximachos sophistischen Wesens sind (wobei er die DEINOTÄS der alten Sophistik allerdings zu unterschätzen scheint), unterstellt sogar, daß *alle* Redner außer dem vierten „die Realität der Liebe" „verkennen". Wenn er ferner fragt, ob „Phaidros nicht vielmehr Eros als Grund des gerechten, tugendhaften Handelns, gar als Grund für ein Gerechtigkeit noch überbietendes heroisches Opfer erweisen" will, stützt er, näher besehen, die Folgerung, die damit entkräftet werden soll. Daß, zuletzt, jener Eros nur das einzelne Liebesverhältnis stiftet, wird gerade durch die naive Erwähnung der Polis (178 d 2, e 4) deutlich: in der unvermeidlichen Pflichtenkollision angesichts der Autoritäten Liebling und Staat hat der vom phaidrischen Eros Bewegte immer schon entschieden.

Aristophanes, leider nicht Verfasser dieses „Meisterwerks der Weltliteratur", „distanziert sich . . . ausdrücklich von der sophistischen Position", weshalb, meint mein Kritiker, die Rede unmöglich sophistischer Verfassung sein könne (der Aufsatz behauptet, beiläufig bemerkt, nicht, daß der Dichter der *Wolken* ein Meister der Eristik ist, sondern parallelisiert den Ort seiner Rede mit dem methodisch entsprechenden Ort im ersten Gedankengang des *Sophistes* – das sind auch für Fußnoten zwei Paar Schuhe); ich hingegen soll sophistisch

argumentieren. Der entscheidende Satz (190 b 5 f.) heißt: „Sie waren nun furchterregend an Kraft und Stärke und trugen sich mit großen Plänen . . ." Man mag jene Gewalt für eine bloße Bedingung der Hybris halten, geht aber dann ihrer Ursache verlustig. Genauer ist es, sie als Ursache zu denken und Hybris, Bestrafung, Begierde als Folgen – und die Begierde geht darauf, eben den ursprünglichen Zustand wiederherzustellen, dessen Folge sie ist, d. h. ihn *für sich* zum Mittel zu machen, wodurch sie freilich „dem Anspruch spottet, sie ethisch meistern zu wollen", der Philosophie spottend. Wie wird man, ist die Argumentation sophistisch, eine nennen, die, nachschlagend, befindet, es sei „ja auch selbstverständlich", daß Liebe glücklich mache, sind doch in ihrem Buch wenig Blätter Freuden, aber ganze Hefte Leiden?

Das wären denn die Hauptfußnoten „zur Kritik eines verfehlten Interpretationsansatzes" (zu wessen Kritik?). Ich bin gehalten, kurz zu sein, sozusagen mein eigener Prokrustes. Die neuen Theseuse, erbost darüber, einem Gedanken zu begegnen, auf den „noch niemand . . . gekommen" ist, machen den alten keine Konkurrenz, wo sie in der Rolle von Aushilfsvätern einem „vaterlosen Text" auf die Füße helfen wollen. Jedenfalls sind sie, scheint es, nicht berufen, zu entscheiden, bei wem schließlich der „beklagenswerte Rückschritt" des Nachdenkens ankommt. Ich will keine Fußnoten aus beliebten Meinungen beisteuern, ernannt zu „gesicherten Einsichten", aber wenn es das seine tut, dem belletristischen Schlendrian in der Symposion-Interpretation zu steuern, der statt der Architektonik des Gedankens nur ein Potpourri von Geläufigkeiten sucht, hat es etwas erreicht, das sich sehr wohl „an die Anthropologische Gesellschaft", und nicht nur von Attika, berichten ließe.

Gott und das Sein
Betrachtungen zum 100. Geburtstag Louis Lavelles

Von Karl ALBERT (Wuppertal)

In der neuesten Ausgabe von *Meyers Enzyklopädischem Lexikon* gibt es auch einen Artikel über französische Philosophie. Darin wird gegen Ende von einer „Philosophie de l'esprit" gesprochen, die als „ein der Existenzphilosophie nahestehender christlicher Personalismus" bezeichnet wird. Dann werden die Vertreter dieser Richtung aufgezählt, unter ihnen auch: „Louis Lavelle (1882–1951)". Aber Lavelle, dessen Geburtsjahr man offenbar mit dem von René LeSenne vertauscht hat (denn bei diesem ist die Lebenszeit fälschlich mit 1883–1954 angegeben), ist tatsächlich im Jahre 1883 geboren. So wäre denn heute an seinen 100. Geburtstag zu erinnern.

I.

Lavelle ist am 15. Juli 1883 in St. Martin-de-Villeréal, einem kleinen Dorf des Périgord, in dem sein Vater Lehrer war, zur Welt gekommen. Er hat in Lyon bei Hannequin Philosophie studiert und 1906 das Examen als Philosophielehrer abgelegt. Als junger Lehrer fährt er an seinem unterrichtsfreien Tag nach Paris und besucht dort die Vorlesungen von Hamelin und Bergson, die einen großen Eindruck auf ihn machen. 1909 wird er „professeur agrégé". Er lehrt an den Gymnasien von Vendôme und Limoges bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in dem er vor Verdun in deutsche Gefangenschaft gerät. Nach Kriegsende unterrichtet er von 1919 bis 1925 in Straßburg, von 1925 bis 1940 in Paris. 1941 wird er auf